

Sozialisation in familialen Kontexten aus transkultureller und geschlechtersensibler Perspektive – Plädoyer für ein Forschungsthema.¹

| | |
|---|---|
| Einleitung..... | 1 |
| Mehrperspektivität im Kontext von sozialem Raum, sozialer Zeit und den Begrenzungen durch gesellschaftlichen Strukturen | 3 |
| Familienverbände als Mehrgenerationengefüge | 4 |
| Ausblick | 6 |
| Genutzte Literatur..... | 8 |

Einleitung

Gegenwärtig wird der Sozialisationsleistung im Rahmen von Familie eine wieder mehr aufwertende Bedeutung zugeschrieben und dies, obwohl eine Verlagerung von Bildungs- und Sozialisationsaufgaben aus der Familie stattgefunden hat und außerfamiliale Rollen zeitlich und inhaltlich an Bedeutung zugenommen haben. Das ist keine neue Beobachtung, bereits in den neunziger Jahren hat Tippelt (Tippelt 1988) auf einen solchen Zusammenhang hingewiesen, der im Migrationskontext in seiner Bedeutung bisher jedoch kaum beachtet worden ist. Aus der Retrospektive wird in Bezug auf Migrantenfamilien gar Gegenteiliges ersichtlich. Familienbeziehungen werden als Hemmschuh zu Emanzipation und Integration und als ein Hinderungsgrund zur Übernahme adäquater außerfamilialer Rollen im Immigrationsland angesehen.

Hinzu kommt, dass in der Präsentation der Annahme dessen, was eine Familie ‚mit Migrationshintergrund‘ ausmacht, weiterhin überholte Wissens-Versatzstücke aus dem Kontext genommen, mit aktuellen Anteilen neu montiert und anschliessend so abfotografiert und wie ein Dokument publiziert werden, als sei dies nun ‚die‘ Migrantenfamilie der Gegenwart. Noch immer hat es für mich den Anschein, als sei in Bezug auf die Publikationen die Zeit in der ersten Migrationsphase stehen geblieben, und als hätten sich in der Präsentation der Images und Metaphern die siebziger und achtziger Jahre verfestigt und verklebt (Cağlar 2001:337). Des Weiteren wird auch das Geschlechterverhältnis in den Familienbeziehungen noch immer kaum in den Blick genommen. Vielmehr werden Ergebnisse aus der Frauen-, der Männer- sowie der Kinder- und Jugendforschung willkürlich zueinander addiert und hieraus das Geschlechter- und Generationenverhältnis abgeleitet und als ein hierarchisch-statisches be- und festgeschrieben. Und so ist es bis heute nicht gelungen, die in Deutschland seit Beginn der neuen Migrationsbewegungen vorgenommenen Zuordnungen modern/universalistisch versus partikularistisch/patriarchalisch im Verhältnis zum eingewanderten Bevölkerungsteil aufzubrechen und dauerhaft in Frage zu stellen (Lutz & Huth-Hildebrandt 1998:164).

¹ Überarbeiteter Text, ursprünglich erschienen in: Migration und Soziale Arbeit, 29. Jg., 2007, Heft 1, S. 60-66.

Auf die so konstruierte, imaginäre Familie wurden Integrationskonzepte zugeschnitten und Erwartungen an die familialen Mitglieder gerichtet, diese auch zu nutzen; ohne zuvor empirisch überprüft zu haben, ob das gezeichnete Bild ein Abbild oder vielleicht eher ein Kunstprodukt in Form einer Collage darstellt, das zwar auch Authentisches enthält, in der Zusammensetzung des Werkes jedoch primär die subjektiven Vorstellungen des bzw. der Produzierenden enthält. Folgerichtig konzentrieren sich Integrationskonzepte dann auch auf Maßnahmen in den außerfamilialen Sozialisationsinstanzen, in der Annahme, dass integrative Prozesse primär über diese zu erreichen seien (Huth-Hildebrandt 2002:160). Es werden Migrationseingangsberatungskonzepte entwickelt, Integrations- und Sprachkurse etabliert – und mit Richtlinien versehen, ausgerichtet an den Bedürfnissen dieses Landes – und dies völlig unabhängig von den individuellen Interessen und Bedürfnissen bzw. den subjektiven Vorstellungen und Lebensumständen der Adressaten. Daher verwundert es auch nicht, dass die Ratgebensollenden in den Institutionen und Einrichtungen von den Ratsuchenden – falls diese sie denn aufsuchen – mit ganz anderen als den erwarteten Fragen und Anliegen konfrontiert werden und immer wieder das Nichtpassen der ihnen vorgeschriebenen und durchzuführenden Konzepte konstatieren; um die Ratsuchenden dann wie eine Verschiebemasse hilflos in die Jobcenter zu verweisen, damit sie dort wenigstens Sprachförderung erhalten, falls sie noch nicht zu lange in diesem Lande verweilen.² Und im öffentlichen Diskurs werden nicht diese Konzepte kritisch reflektiert, sondern die Nicht-Nutzung angebotener Maßnahmen wird als Integrationsdesinteresse abgehakt und bei Nichtannahme durch das vorgesehene Klientel laut über Sanktionen nachgedacht, so dass die Gefahr besteht, in der Folge lediglich ein neues Gegensatzpaar zu etablieren, nämlich das von integrationswilligen und integrationsunwilligen Migrantenfamilien.

Wenn aber Sozialisationsleistungen im Rahmen von Familie einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Subjekte haben, können wir es uns dann weiterhin leisten, diese – wie bisher – nicht in den Blick zu nehmen, oder – wenn überhaupt – lapidar als integrationshemmend abzutun, um dann außerfamilial gegen eine Vermutung anzusteuern? Geht es nicht vielmehr darum, genau diese Leistungen erst einmal in den Blick zu nehmen, sie zu erspüren, um zu erkennen, welche als fördernd oder vielleicht auch als behindernd anzusehen sind? Hierzu muß jedoch das stereotype Bild einer Migrantenfamilie erst einmal in Frage gestellt, in sich aufgefächert und in der Folge analysiert werden, welchen pluralen Einflüssen die Mitglieder der Familienverbände insgesamt ausgesetzt sind, wie diese jeweils auf sie einwirken, sich miteinander verzahnen und dann im Verlauf der Zeit wiederum auf die Sozialisationsvorstellungen in Bezug auf die junge Generation zu erziehender Mädchen und Jungen wirksam werden. Nur so wird es perspektivisch möglich, im Rahmen sozialer Arbeit oder sozialpädagogischer Konzepte einen ressourcenorientierten Ansatz familienintegrierender Maßnahmen zu entwickeln, der nicht an den Adressaten vorbeigeplant ist, der aber auch Differenzlinien nicht – wie bisher – einfach übersieht, sondern in das Denken mit einbezieht.

² Leider besteht gegenwärtig große Zurückhaltung, diesen Realitäten ins Auge zu sehen und sie öffentlich zu bekunden. Zu groß ist offensichtlich die Sorge, sich als Zuschusssträger auch noch den letzten Ast abzukapen, auf dem gerade noch Platz zum Sitzen ist. Solche Ehrlichkeiten erfahre ich lediglich in den Gesprächen mit Fachhochschulabsolventen im Anerkennungsjahr und/oder in Alumnikreisen, wo keine Sorge besteht, dass bei Infragestellung der vorgegebenen inhaltlichen Ausrichtung der Tätigkeiten Konsequenzen für den eigenen Arbeitsbereich bzw. die eigene Person befürchtet werden müssen.

Mehrperspektivität im Kontext von sozialem Raum, sozialer Zeit und den Begrenzungen durch gesellschaftlichen Strukturen

Migration ist ein weit gefasster Begriff, der als einzig Gemeinsames die Erfahrung impliziert, irgendwann einmal – oder vielleicht auch gerade erst gestern – das Heimatland verlassen zu haben. Aufgrund des vorherrschenden soziologischen Blickes in der Debatte um Migration wird oft vergessen, dass wir es bei diesen Vorgängen mit der Umsetzung einer Handlungsstrategie durch Subjekte zu tun haben, die ihren individuellen Interessen nachzukommen suchen, nämlich für sich und ggf. auch für ihre Angehörigen die Möglichkeiten eines lebenswerten Lebens auszuloten. Hinzu kommt, so vielfältig die Wanderungsströme heute geworden sind, so unterschiedlich sind auch die Menschen, die sie verkörpern. Und ein Blick auf die Zeitschiene der Migrationsbewegungen seit der Nachkriegszeit nach Deutschland und zeitgleich dann auch wieder in die Herkunftsländer zurück, verdeutlicht die Schwammigkeit dieses Begriffes, wenn es darum geht, ihn zu nutzen, um über Einwandererfamilien bzw. -generationen etwas aussagen zu wollen.

Wir haben es in Deutschland mit einer Vielzahl von Menschen zu tun, die ihr spezifisches Migrationsprojekt auf der Basis ihrer subjektiven Vorstellungen verfolgen und dabei zur Bewältigung ihres Lebens jeweils eigene Strategien entwerfen, die sie ständig – bewusst oder unbewusst – modifizieren und aktualisieren oder zum Teil auch wieder gänzlich verwerfen. Daher stellt sich für mich die Frage, ob es überhaupt noch sinnvoll ist, sich weiterhin auf den Begriff ‚Migrantenfamilie‘ einzulassen, bzw. die modifizierte Form ‚Familien mit Migrationshintergrund‘ überhaupt zu nutzen. Viele derjenigen, die heute in der Literatur als Menschen mit Migrationshintergrund bezeichnet werden, sind heute deutsche Staatsbürgerinnen und Staatsbürger und haben das Land ihrer Herkunftsfamilien vielleicht nur zu Urlaubszeiten oder gar noch niemals zu Gesicht bekommen. Und gleichzeitig haben wir es auch immer mit einer Gruppe von Neu-Einwanderinnen und -Einwanderern zu tun, mit Menschen, deren Migrationserfahrung für sie selbst eine sehr aktuelle und präsente ist. Das heisst alle Begrifflichkeiten, die ich mit Migration verknüpfe, umfasse und grenze ich mit dieser Kategorie so ein, dass es mir in der Folge unmöglich wird, über die Menschen, die ich dabei im Blick habe und über deren Situation überhaupt allgemeine Äußerungen vornehmen zu können und mich folglich, aufgrund des Widerstandes durch die Subjekte, mit der Kompliziertheit realistischer Konstruktionen erst einmal gar nicht auseinandersetzen kann (Bourdieu1998).

Interessant ist für mich daher die Entwicklung eines Diskurses, in dem die Begriffe Migration bzw. Migrationshintergrund abgelehnt und als einem ungeeigneten Konzept zugehörig gesehen werden (Schmitz), das zudem mit defizitären Zuschreibungen arbeitet, mit abwertenden Kategorien also, durch die Menschen ausgesondert, kategorisiert und eindeutig gemacht (Berger 1990:75); in ihrer Vielfalt negiert (Hamburger 1990:316) sowie bemitleidet und klientelisiert (Bukow & Llaryora 1988:52) und mit einer Art negativem Etikett versehen werden. Es wird zu beobachten sein, ob hier ein Paradigmenwechsel gelingt, angelehnt an die Debatte um Welsch (Welch 1991), gar in Verbindung mit der Reformulierung des Kulturbegriffes als Zuordnungskategorie; ein Versuch, der die verfestigte binäre Zuordnung modern/universalistisch versus partikularistisch/patriarchalisch aufbrechen könnte und dabei den Kulturbegriff dennoch als eine nicht nur identitätsstiftende, sondern auch wertschätzende Kategorie beibehält.

Es ist unser traditionelles westliches Kulturkonzept, das nach Welsch unfähig ist, den aktuellen Differenzierungen und der Komplexität heutiger moderner Kulturen gerecht zu werden, da diese wie selbstverständlich durch die klassischen Kulturgrenzen hindurchgehen. In seinem Konzept der Transkulturalität denkt er Kulturen jenseits des Gegensatzes von Eigen- und Fremdkultur und zielt auf ein „*vielmaschiges und inklusives, nicht auf ein separatistisches und exklusives Verständnis von Kultur.*“ Unter den Bedingungen von

Transkulturalität entwickelt sich gegenwärtig eine Vielheit unterschiedlicher Lebensformen kulturübergreifend und kulturdurchdringenden Zuschnitts, gekennzeichnet von Individualisierung und Differenzierung. Diese Differenzierungen folgen nicht geographischen oder nationalen Vorgaben, sondern kulturellen Austauschprozessen und erzeugen so völlig neue Verbindungen. Kulturen sind heute „hochgradig miteinander verflochten und durchdringen einander“ und „die Lebensformen enden nicht mehr an den Grenzen der Nationalkulturen, sondern überschreiten diese und finden sich ebenso in anderen Kulturen“; neuartige Verflechtungen also, als Folge der Migrationsprozesse, aber auch der weltweit gespannten Kommunikationssysteme und ökonomischer Interdependenzen (Welsch 2002). Insofern ist auch der Kulturbegriff und zwar gerade aufgrund der vergangenen und noch immer anhaltenden kulturalisierenden Debatte um Migration einer kritischen Reflexion zu unterziehen.

Hinzu kommt ein Weiteres, dass nämlich in den Debatten um Migration die Auseinandersetzung um gesellschaftliche Hierarchien, die es staatlichen Institutionen ermöglichen, in familiale Strukturen und Beziehungen einzugreifen, fast ein Tabuthema ist, obwohl retrospektiv geblickt, heute niemand bestreitet, dass familiale Strukturen staatlicherseits beeinflusst wurden und sich als Folge dann im Verbandsgefüge auch ge- bzw. verändert haben (Kaufmann 1990:98). Dass dies auf Familien, die der Ausländergesetzgebung unterworfen sind, in besonderer Weise zutrifft, wird zwar als juristisches Thema behandelt, in der Debatte um Sozialisation, Erziehung und Integration jedoch ausgeklammert und seit der Kulturalisierung des Migrationsthemas kaum noch beachtet. Es ist mehr das Kopftuch, das als Integrationsbehinderung geoutet wird, als dass auf diejenigen Begrenzungen und Behinderungen verwiesen wird, die künstlich durch Gesetze und Verordnungen für eine bestimmte, in diesem Lande lebende Gruppe geschaffen worden sind. So bergen Zuzugs- und/oder Visaverweigerungen auf ausländerrechtlich einwandfreier Grundlage oft eine weitaus persönlichere Tragik in sich, mit zum Teil schicksalhaften Veränderungen für die Betroffenen, als die Ablehnung kopftuchtragender muslimischer Mädchen und Frauen in der deutschen Öffentlichkeit, wie verletzend dies für die jeweils Einzelnen auch immer sein mag.

Sich der Gleichzeitigkeit des Einflusses und der Einwirkung von historisch bedingten kulturellen Gegebenheiten und gesellschaftlichen Machtverhältnisse auf Familien in der Debatte um Sozialisation, Erziehung und Integration in ihrer Allgemeinheit, aber auch in ihrer jeweiligen Spezifität bewusst zu sein, gibt einen mehrperspektivischen Blick auf familiale Strukturen im Kontext von sozialem Raum und sozialer Zeit der jeweils einzelnen Mitglieder und birgt die Chance eines Aufbrechens verfestigter stereotyper Bilder von in Deutschland lebender Kernfamilien ‚mit Migrationshintergrund‘ in sich.

Familienverbände als Mehrgenerationengefüge

Familie heute ist in ihrer Strukturiertheit im Fluss, geprägt durch kulturelle Variationsvielfalt und plurale Lebensformen. Hinzu kommt, dass sie zu einem Mehrgenerationengefüge geworden ist, in der sich die gemeinsame Lebenszeit mehrerer Generationen immer länger überschneidet. Dem deutschen Alters-Survey zufolge lebten Ende des letzten Jahrhunderts annähernd die Hälfte der 55-69jährigen in einer Alterskonstellation, die drei Generationen umfasst, ein Viertel bereits in einer solchen von vier oder mehr Generationen (Kohli 2000:182). Familie lässt sich daher heute weder auf eine Haushaltsgemeinschaft reduzieren und somit prioritär eindeutig verorten, noch als Eltern-Kind-Triade oder auf zwei Generationen begrenzt beschreiben. Seit der Möglichkeit von Familienmigration nach Deutschland ist das Bild einer Migrantenfamilie jedoch vom Modell der Kernfamilie bestimmt, bei gleichzeitigem Hinweis auf Großfamilienditionen in den jeweiligen Herkunftsländern. Großeltern oder Verwandte gleichen Grades eines Familienverbandes tauchen in der Migrationsliteratur nur am Rande auf, bei Einreiseschwierigkeiten; beim

Verweis auf die Rückführung von Kindern ins Herkunftsland aufgrund mangelhafter Versorgungs- und Betreuungsmöglichkeiten im Immigrationsland oder bei Zwangsremigration junger Mädchen aufgrund geschlechtsspezifischer Traditionen.

Geht es nun darum, Sozialisationsleistungen von Familien nicht nur zu konstatieren, sondern genauer in den Blick zu nehmen, so stellt sich dann doch wieder die Frage, welchen Einfluss hat dabei dann auch ein mögliches Familienthema Migration? Wie wird der damit verbundene sozialer Wandel in den jeweiligen familialen Zusammenhängen jeweils gelebt und erfahren, wie werden kulturelle Traditionen der jeweiligen Generation vermittelt, gelebt, und wie durchdringen diese sich im vorfindlichen Generationengefüge gegenseitig, um sich zu Neuem zusammenzufügen? Da wir im Denken jedoch vom Modell der Kernfamilie ausgehen, verwundert es nicht, wenn diese gelebte Realitäten – wie zum Beispiel des Hin- und Herschickens von Kindern im Rahmen des Familienverbundes auch über Landesgrenzen hinweg – kaum gesehen und in ihren Konsequenzen einfach ausgeklammert werden. Viel zu wenig ist darüber reflektiert worden, was es für diese Kinder und Jugendliche bedeutet, wenn sich als Folge dann die Erziehungskompetenzen über verschiedene Zeitphasen synchron und diachron im Rahmen des Generationenverhältnisses verteilen; besonders dann, wenn sich dadurch völlig differente Vorstellungen von Genderkonzepten im Erziehungsalltag miteinander verknüpfen, gebunden an jeweils spezifische kulturelle Traditionen und Erfahrungen im Rahmen eines Familienverbandes.

Durch dieses zeitgleiche Leben von mehreren Generationen in den Familienverbänden kommt es heute zu einer anderen Art der Übernahme von Familienthemen, als noch vor ein paar Jahrzehnten, schon allein deshalb, weil alle, *"wenn auch mit anderen zeitgeschichtlichen Erfahrungen, zur gleichen Zeit leben und miteinander agieren"* (Ecarius 2002:235) und die heranwachsende Generation kognitive Strukturen und familiale Aufgaben von mehreren Generationen übernimmt. Hinzu kommt, dass sich die Kommunikationsformen in den letzten Jahrzehnten in revolutionärer Art und Geschwindigkeit verändert haben. Heute partizipiert der überwiegende Teil der westlichen Bevölkerung an diesen Möglichkeiten und Kommunikation in einem Familienverband hat sich, im Vergleich zu vorherigen Generationen, auch über nationale Grenzen hinweg, qualitativ verändert.

Als Generationenlage befinden wir uns – bewusst oder unbewusst – in einem gemeinsamen *"gesellschaftlich-historischen Lebensraum"* (Mannheim 28:12). Dieser begrenzt – sehr allgemein formuliert – die Denk- und Erlebensmuster und legt spezifische Handlungsmuster nahe, die zu ähnlichen Verhaltens-, Denk- und Gefühlsformen führen und das jeweils Charakteristische der historischen Zeit widerspiegeln. Und dies geschieht für jede Generation in einem Familienverband der spezifisch eigenen Lebensphase entsprechend. So entstehen durch *"das Zusammenwirken der Zeitlichkeit des Lebens von der Kindheit bis zum Alter und der Reproduktion der Nachkommenschaft"* und *"ihrer zeitversetzten biographischen Verläufe"* die familiale Generationenbeziehungen. Das heisst, in familialen Beziehungen spielt die soziale Zeit und damit die Biographie des Einzelnen, das in eine Familie geboren zu werden, das in ihr aufwachsen und das in ihr älter werden eine zentrale Rolle. Jede Generation durchwandert diese Lebensabschnitte im Rahmen des Familienverbandes in ihrer eigenen Zeit: die Zeit der Kindheit, des Jugendalters sowie die Zeit des Erziehens und Behütens – wenn Kinder geboren oder in die Familie hineingenommen werden – des Erwachsenenalters und Alters.

Die Verwandtschaftslinie gleichen Grades des Familienverbandes bewegt sich dabei auf der synchronen Ebene. Hier beschränken sich die Interaktionsbeziehungen nicht nur auf die zwischen den Geschwistern, sondern auf alle bestehenden Verwandtschaftsgrade gleicher Ebene. Ein völlig unbeachtetes Thema in der Migrationsliteratur, obwohl bekannt ist, dass die verwandtschaftlichen Wanderungsbewegungen nach Deutschland überwiegend auf eben dieser Ebene stattfinden. Auf der diachronen Ebene – das heisst, zu den

Interaktionen zwischen den Generationen – ist dann einiges mehr in der Literatur zu finden, besonders dann, wenn es um Probleme zwischen der jeweiligen Elterngeneration und den in Deutschland lebenden Kindern, Jugendlichen oder jungen Erwachsenen geht.

Auffallend ist, dass in den Darstellungen der Generationenbeziehungen diese oft mit Altersgruppen gleichgesetzt werden, dann, wenn beispielsweise von der ersten Generation geredet wird, die nun ins Rentenalter gekommen sei. Familiäre Generationenbeziehungen beschränken sich aber gerade nicht auf „*Altersgruppen oder spezifische Geburtenbestände ...*, sondern Voraussetzung ist der familiäre Verwandtschaftsgrad“ (Ecarius 2002:39); das heißt wir haben es immer wieder auch mit einer neuen ersten Generation einwandernder Personen zu tun. Diese trifft in den familialen Kontexten auf synchroner Ebene dann gleichzeitig mit Angehörigen der zweiten und dritten, vielleicht gar mit der vierten Einwanderergeneration zusammen, die alle zeitgleich ihr spezifisches Bild von Migrationserfahrung vermitteln. Im Kernfamilienbild bleibend, wird jedoch diachron gedacht: die erste Generation sind die zu Beginn der Migrationsbewegung nach Deutschland angeworbenen Migrantinnen und Migranten, die zweite Generation sind deren Kinder und die dritte, das sind ihre Enkel. Nimmt man jedoch die Generationenbeziehungen in ihrer Komplexität in den Blick, ergibt sich eine ganz andere Vielfalt von Sozialisierungseinflüssen durch die beteiligten Individuen im familialen Kontext, als beim vorherrschenden diachronen Blick auf eine Eltern-Kind-Kernfamilie ‚mit Migrationshintergrund‘. Das Aufgreifen, Weitergeben und Verarbeiten von Lebensthemen geschieht auf synchroner und diachroner Ebene in zeitgleicher Verschränkung und zwar nicht nur in Bezug auf ein Eltern-Kind-Verhältnis, sondern darüber hinaus auch in Bezug auf das Verhältnis Neuzuwandernde und Angehörige vorfindlicher Einwanderergenerationen im Familienverband.

Ausblick

Biographische Geschichte im Rahmen rekonstruktiver Familienforschung (Hildenbrand 1999) kann wertvolle Hinweise und Auskünfte darüber geben, wie in der Vergangenheit durch das Überstülpen des Begriffes Migration, Familienthemen nicht oder aus der Migrationsperspektive verkürzt und einseitig oder gar falsch dargestellt worden sind. Aber auch, aufgrund von welchen Zufälligkeiten – zum Beispiel dem Vorhandensein einer Badewanne in dem einen und das Fehlen einer solchen in einem anderen Haushalt – sich synchrone Familienbeziehungen entwickeln und stabilisieren können, erschliesst sich, wenn wir genauer hinsehen und nachfragen und uns nicht weiterhin mit den vorfindlichen stereotypen Darstellungen abfinden. Gegenwärtig arbeite ich, angeregt durch den Film von Fatih Akın „*Wir haben vergessen zurückzukehren*“, ein Dokumentar-Film über seine eigene Familie, an einem Lehrforschungsprojekt, bei dem Studierende Biographien in ihren Familienzusammenhängen aufarbeiten. Und schon die ersten Ergebnisse haben bei mir den Eindruck erweckt, dass vielleicht doch einiges an Vorhandenem zum Thema des Verhältnisses der Generationen- und Geschlechterbeziehungen in Migrantenfamilien umgeschrieben werden sollte. Noch interessanter war für mich aber das Erstaunen der Studierenden über das teilweise Auseinanderklaffen der eigener Vorstellungen und der Ergebnisse aus den erzählten Geschichten. Über vieles war in den Familien noch niemals gemeinsam geredet worden, und zum ersten Mal verknüpften sich nun die Familienthemen aus der Perspektive mehrerer Generationen. Entdecken zu können, wie vielfältig die Vorstellungen zu einem Thema in den Familien sein können, zu erfahren, wie die Themen im Verlauf der Zeit immer präsent sind und zum Teil hinter dem Rücken der Familienmitglieder – bewusst oder unbewusst – immer mitlaufen, immer gleich sind, und doch von den Einzelnen so verschieden gesehen und erlebt werden können, dies hat Fatih Akın in seinem Film am Thema „*Wir gehen zurück – wir bleiben hier*“ in excellenter Weise dargestellt. Bei genauerem Hinschauen lassen sich Entwicklungslinien von Einstellungsänderungen der Einzelnen im Verlauf der Zeit herausarbeiten, die unsere vorfindlichen Stere-

type – vor allem auch in Bezug auf die Geschlechterbeziehungen in den Familien – durch diese erzählten Lebensgeschichten einfach entkräften.

Familie als intergenerationeller Zusammenhalt, grenzüberschreitend als transkulturelle Bewegung durch die Zeit, diese Bewegung aus der Genderperspektive überhaupt erst einmal sichtbar zu machen erscheint mir ein spannendes Thema für zukünftige Forschungen. Anhand erzählter Lebensgeschichten kann so vermehrt herausgefunden werden, welche kognitive Strukturen und familialen Aufgaben die heranwachsende Generation von den Generationen übermittelt bekommt, wie diese kommuniziert oder aber nur indirekt vermittelt werden, um so erspüren zu können, wie Identitätsentwicklungen von Jungen und Mädchen verlaufen und welche außerfamilialen Rollen sie für sich selbst in der Folge dann auswählen. Eine meines Erachtens interessantere Herangehensweise an das Thema innerfamiliale Sozialisation, als die vorschnelle Verortung junger Mädchen mit Kopftuch in die fundamentalistische Ecke des Islam und die Zuordnung auffälliger männlicher Jugendlicher in die kriminelle Ecke, letzteres mit der Begründung, dies sei eine Folge fehlgeleiteter familialer Sozialisation durch das andauernde Erleben von Gewalt durch die die eigene Mutter verprügelnden Väter, wie es uns Kriminologen immer wieder erklären wollen.

Genutzte Literatur

Bhabha, Homi (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen.

Bourdieu, Pierre (1998): Verstehen. In: Bourdieu, Pierre (ed): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens in der Gesellschaft. frz: 1993, dtsh 1997. Konstanz - S. 779-822.

Bukow, Wolf-D. & Llaryora, Roberto (1988): Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minderheiten. Opladen.

Ecarius, Jutta (2002): Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen. Opladen.

Cağlar, Ayşe (2001): Stigmatisierende Metaphern und die Transnationalisierung sozialer Räume in Berlin. In: Gesemann, Frank (Hg.) Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven. Opladen – S. 333-346.

Fernández de la Hoz, Paloma (2005): Familienleben und Migration, in: Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP) Hrsg., Familienhandbuch, im Netz unter: http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_1026.html

Hamburger, Franz (1990) : Der Kulturkonflikt und seine pädagogische Kompensation. in: Dittrich, Eckhard J. & Radtke, Frank-Olaf (Hg.) : Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten. Opladen – S. 311 – 325.

Hildenbrand, Bruno (1999): Fallrekonstruktive Familienforschung, Opladen.

Huth-Hildebrandt, Christine (2002): Das Bild von der Migrantin. Auf den Spuren eines Konstrukts. Frankfurt am Main.

Kohli, Martin, et al. (2000): Generationenbeziehungen, in: Kohli, Martin & Harald Kühnemund (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte, Opladen – S. 176-211.

Lutz, Helma & Christine Huth-Hildebrandt (1998): Geschlecht im Migrationsdiskurs. In: Das Argument. 224 – S.159-173.

Tippelt, Rudolf (1988): Kinder und Jugendliche im Spannungsfeld zwischen der Familie und anderer Sozialisationsinstanzen. In: Zeitschrift für Pädagogik. 3 – S. 621-640.

Schmitz, Lilo: Transkulturalität der Studierenden als Ressource im Studium der Sozialen Arbeit – ein Plädoyer für Abschaffung des „Migrationshintergrundes“, im Netz unter: http://www.liloschmitz.de/Media/Transkulturalit%E4t_der_Studierenden.pdf

Welsch, Wolfgang (1991): Unsere postmoderne Moderne. Weinheim.

Welsch, Wolfgang (2002): Im Netzdesign der Kulturen, in: Zeitschrift für KulturAustausch 1/2002. Im Netz unter: <http://www.ifa.de/pub/kulturaustausch/archiv/zfk-2002/der-dialog-mit-dem-islam/welsch/>

Autorin:

Prof. Dr. Christine Huth-Hildebrandt
Fachhochschule Frankfurt, Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt am Main;
huth@fb4.fh-frankfurt.de